

Gerhard Matzig

Meine Frau will einen Garten

Gerhard Matzig

Meine Frau will einen Garten

Vom Abenteuer, ein Haus
am Stadtrand zu bauen

Goldmann Verlag

Originalausgabe

Dieses Buch erhebt keinen Faktizitätsanspruch. Es basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte. Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerks gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist.

Für alle Leser erkennbar erschöpft sich der Text nicht in einer reportagehaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel des Autors mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt. Er lässt bewusst Grenzen verschwimmen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *EOS* für dieses Buch
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2010

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31201-6

www.goldmann-verlag.de

Für meine Frau

Vor langer Zeit glaubten die Menschen, dass sie auf einer Scheibe leben. Sie dachten, wenn man sich zu weit an den Rand wagt, fällt man von der Erde runter.

Auch ich finde Ränder gefährlich, ganz besonders Stadtränder mit Häusern und Stadtrandgärten. Wenn man sich dorthin wagt, fällt man womöglich runter.

Familie Semmeling: Einmal im Leben
*Ein kleines Haus am Stadtrand /
Mit einem großen Zaun /
Damit die andren Leute nicht drüberschaun /
Wo ich nach Feierabend /
Nicht mehr gestört sein will /
In unsrem Haus am Stadtrand /
Da steht die Erde still.*

Günter Handke/Klaus Munro

Talking Heads: Once In A Lifetime
*And you may find yourself living in a shotgun shack /
And you may find yourself in another part
of the world /
And you may find yourself behind the wheel of a
large automobile /
And you may find yourself in a beautiful house /
with a beautiful wife /
And you may ask yourself... How did I get here?*

David Byrne/Brian Eno

Wie es kam, dass die Erde nach Feierabend stillstand? Und wie ich hierher geraten konnte? In dieses wunderschöne Haus am Stadtrand, umgeben von einer wunderschönen Frau und großen Zäunen, von Gartenzwerge und Bayernfahnen, dazu angehalten, den Rasen zwar nicht zwischen 12 und 14 Uhr, dafür aber grundsätzlich am Samstag zu mähen? Wie all das geschehen konnte? Gute Frage, wirklich, das ist eine sehr gute Frage.

1. Kapitel, in welchem eine Familie vorgestellt wird, die sich morgens um halb sieben anhört wie ein sinkender Flugzeugträger. Eine schlimme Krankheit wird beim übermüdeten männlichen Familienvorstand vermutet, aber dann doch nicht bestätigt. Wenn man jedoch gesund ist, denkt seine Frau, kann man dann nicht auch ein Haus bauen?

Das Bett knarzt. Pia grummelt im Schlaf. Deshalb verharre ich mitten in der Bewegung, was meine Bauchmuskeln genau eine halbe Sekunde mitmachen. Dann sacke ich ächzend zurück ins Kissen. Pia grummelt jetzt nicht mehr im Schlaf, sondern im Ärger. Sie dreht den Kopf zu mir rüber und sagt: »Fünf. Es ist fünf Uhr. Fünf Uhr früh. Kannst du schon wieder nicht schlafen?« Sie macht das kleine Licht an ihrer Seite an und setzt sich auf. Meine Frau schaut mich jetzt zugleich zärtlich, sorgenvoll und supersauer an. So einen Blick hat nur Pia drauf. Sie hat grüne Augen. »Schlaf weiter, Pia«, sage ich.

»Würde ich ja gerne«, antwortet sie, »aber da liegt ein Mann neben mir, der immer zwischen drei und sechs aufwacht und sich über mich beugt, um nachzuschauen, wie spät es ist. Das hört sich nach anstrengenden Sit-ups an, weil du dabei meistens röchelst, weshalb ich aufwache. Immer zwischen drei und sechs.«

»'tschuldigung.«

»Schon gut. Warum nimmst du den Wecker nicht auf deine Seite?«

»Ich will keinen Wecker. Der Wecker tickt. Und beim Ticken hört man, wie die Zeit vergeht. Mein Leben vertickt. Ich bin 45 Jahre alt, und der Wecker sagt dazu: tick, tick, tick. Und du willst, dass wir alle in ein Haus an den Stadtrand ziehen, und der Wecker sagt dazu tick, tick, tick...«

»Blödsinn. Du tickst ja nicht richtig, Liebling. Komm, schlaf weiter. Mach dir keine Sorgen. Wir finden eh nie ein Haus.« Sie gähnt und kuschelt sich seufzend wieder in ihr Kissen.

»Ich kann nicht schlafen.«

»Hmmm. Warum nicht?«

»Weil du einen Garten willst. Und so, wie du ein Haus für uns suchst, wirst du auch eines finden. Meine Tage hier in dieser Wohnung sind gezählt. Tick, tick, tick.«

Pia hört das nicht mehr, sie ist schon wieder eingeschlafen. Vermutlich träumt sie vom Garten. Ihr Traum ist mein Alptraum. Seit Monaten kann ich nicht mehr richtig schlafen und wache immer viel zu früh auf. Garten, Haus, Vorort, S-Bahn, ein Leben in Verschuldung und an der Peripherie. Und am Samstag immer zum Gartencenter. Tick, tick, tick. Der Wecker klingt hämisch. Und auch ein bisschen wie eine Bombe. Als wollte mir der Wecker sagen, dass mein Leben, so wie ich es kenne, bald vorbei sein wird. Da soll man schlafen können.

Draußen vor dem Schlafzimmerfenster weiß der aufziehende Münchner Herbstmorgen nicht genau, ob er sich noch wie ein frisch gebügelter Spätsommertag oder schon wie ein knittriger Frühwintertag anfühlen soll. Ich bin, in der Mitte meines Lebens angekommen, ebenso müde wie schlaflos.

Auf Pias Seite stapeln sich seit Monaten Zeitschriften rund um den Nachttisch, die Traumhäuser präsentieren. Perfekte Häuser mit perfekten Menschen darin. Pia lässt mir Zeit, aber sie hört auch nicht auf, Hausbesichtigungstermine zu vereinbaren. Oder gleich vom Hausbau zu sprechen. Vom »großen Abenteuer«, wie sie sagt. So habe ich mir Termine beim Küchenplaner und Entscheidungen über Fliesenmuster auch immer vorgestellt: als das große Abenteuer meines Lebens. Fehlt nur noch, dass wir eine Musterhausausstellung besuchen. So weit kommt's noch, denke ich und wälze mich wieder herum. Die Laune ist nicht so besonders. Die Ehe zurzeit auch nicht.

Ich würde gern weiterschlafen. Oder aufstehen. Die Unentschlossenheit macht wach und müde zugleich. Ein Dilemma. Ist das Problem eines Mitte-des-Lebens-Lebens nicht vielleicht einfach diese Mitte? Ich bin deshalb zurzeit für jedes Extrem zu haben. Knittriger Wintertag, denke ich, genau, ich bin jetzt einfach mal für Wintertag. Man muss die Ränder suchen in der Mitte des Lebens. Aber nicht unbedingt die Ränder der Stadt. Pia will ein Haus mit Garten am Stadtrand. Ich nicht.

Einen Winterwolkentag wünsche ich mir. Winterwolkentag hört sich nach Bettdecke an. Bettdecke heißt Schlaf, und an Schlaf wäre mir gelegen. Noch eine Stunde, höchstens anderthalb, dann stehen unsere Kinder Julia, Anton und Max auf, erst eins, dann zwei, dann drei – und dann auch meine Frau. Es wird noch nicht halb sieben sein, und schon wird mein Leben sein, als spiele es sich auf dem Deck eines Flugzeugträgers ab, der in Kriegshandlungen verwickelt und soeben von einem Torpedo gerammt wurde.

Erst brüllt der Kapitän: »Schadensmeldung! Ich brauche einen vollständigen Schadensbericht!« Dann brüllt der Erste Offizier: »Maschinenausfall. Wassereintritt achtern. Wir schalten um auf Notstrom. Schlagseite. Vierzehn Grad. Wir sinken.« Dann wieder der Kapitän: »Okay Leute, raus, alle raus hier.« Und mitten im Getümmel höre ich Anton heulen. Er heult, weil ihm sein Bruder eine wichtige Indiana-Jones-Figur aus dem Lego-Sortiment entwendet hat. Dann brüllt Max, weil Anton ihn dafür geschubst hat. Dann brüllt Julia, weil sie als Älteste findet, dass sich ihre jüngeren Brüder nicht so aufführen sollen. Sie spielt gerne die Ersatzmama und entwickelt wegen ihrer Brüder frühe Merkmale eines spätsozialistischen Blockwarts. Dann brüllt Pia. Sie findet, dass sich ihre Tochter nicht als Ersatzmama und schon gar nicht wie ein Ersatzblockwart aufführen soll.

Dann brülle ich. Weil ich finde, dass sich meine Familie nicht so aufführen soll. Und dann auch einfach

so. Einfach, weil ich nicht weiß, ob ich ein Haus bauen soll. Und weil ich müde bin.

Schlaf wäre gut. Und dazu eine dicke Decke, die man über alles wie Pulverschnee breiten könnte: über die Gedanken zu Immobilienkrediten, über Baukostensteigerungsnachrichten und Gartencenterprospekte, über neue Schulen für die Kinder und über eine Zukunft im Vorort. Und dann schlafen, einfach nur schlafen. Nur dass ich nicht schlafen kann.

Generell bin ich kein Frühaufstehertyp. Keiner, der sich die Manschetten zupft und dabei in der Lage ist, nach interessanten Insidergeschäften auszusehen. Ich bin Zehenwackler.

Einfach der Typ, dem eine Frau, wenn er zermalmt aus dem demütigenden Fitness-Training kommt, nicht ohne weiteres sagen darf, dass sie so ein ganz kleines Bäumlein extrem süß findet. Ich weiß, was von solchen Sätzen zu halten ist. Frauen, die sich als Bäumleinliebhaberinnen outen, sind die Allerersten, wenn irgendwo 25-Jährige Sixpack-Tennistrottel günstig im Angebot sind.

Wahrscheinlich denke ich einfach nur zu viel über Könnte, Wäre, Hätte, Würde & Sollte nach. Das sind meine neuen Freunde, morgens ab drei Uhr.

Die Zehen wackeln wieder ein bisschen. Pia findet, dass ich zu viel ins Kino gehe. Ich würde dann immer Kinoszene nachspielen und das Ergebnis mit dem richtigen Leben verwechseln. Ich überlege, ob mir eine berühmte Zehenwacklerszene einfällt. Nein, keine ein-

zige. Eastwood, denke ich, würde nie mit den Zehen wackeln.

Ich könnte noch schlafen, aber ich kann nicht. Ich könnte aufstehen, aber ich kann nicht. Ist das nicht dumm? Dumm wie: Lehman-Papiere von der KfW-Bank zu kaufen. Unklug wie: Chefverkäufer für Monstertrucks werden zu wollen. Zukunftsfähig wie das Amt des CDU-Vorsitzenden in Berlin.

Was kann schon aus einem Morgen werden, der damit beginnt, dass man aufstehen soll? Das ist ein grundsätzliches Problem. Ein Morgen aber, der damit beginnt, dass man nicht schlafen kann bis zu dem Zeitpunkt, da man aufstehen muss, hat noch einen Tick weniger Potenzial.

Folglich probiere ich es mit einem Wiedereinschlafsatz, den ich vor mich hin murmle, leise, ganz leise: »Ich will einen Garten.« Dann schneller: »Ich will einen Garten, einen Garten, einen Garten, Garten, Garten, Garten, Ga, Ga...«

In »Manche mögen's heiß« gibt es eine Szene im Zug. Joe und Jerry, zwei heruntergekommene Jazz-Musiker, dargestellt von Tony Curtis und Jack Lemmon, sind auf der Flucht aus Chicago und vor Gamaschen-Colombo. Sie flüchten sich, verkleidet als Josephine und Daphne, in den abfahrenden Zug einer Damenkapelle. Nun wird es Nacht, und Jerry-Daphne kann nicht schlafen in einem ganzen Abteil voller Mädchen, die zum Beispiel Sugar heißen und die Instinkte eines Mannes wachhalten. Er sagt sich deshalb zum Rhyth-

mus der Eisenbahnräder: »Ich bin ein Mädchen, ein Mädchen, ein Mädchen, ein Mädchen ...«

Laut unterbreche ich meine Garten-Einschlaf-Formel und sage: »Lüge. Ich bin kein Mädchen, und ich will keinen Garten. Ein Garten ist was für Mädchen. Ich bin Joe, nicht Daphne.«

Pia grummelt wieder, wacht aber zum Glück nicht auf. Sie kann es nicht leiden, wenn ich Kino-Zitate auf mein Leben anwende. Nur dann, wenn sie ausgesprochen gute Laune hat, lässt sie sich auf mein Lieblingsspiel ein: Zitate erkennen. Ich sage dann zu ihr beispielsweise: »Da bin ich am wenigsten verletzlich.« Und sie muss »Casablanca« sagen. Dann sagt sie: »Großartig, was sagst du? Großartig sag ich, was sagst du?« Und ich muss sagen »Vier Hochzeiten und ein Todesfall«. Meistens fallen ihr aber die Filme nicht ein. Ich muss es ihr dann leicht machen und zum Beispiel nach einem Film fragen, in dem jemand sagt: »Also, ich finde es bei Tiffany viel schöner.« Das schafft dann sogar Pia, die gern ins Kino geht, aber ihr Leben nicht damit verwechselt. Was ich schade finde. Abgesehen davon sollte man immer in der Nähe eines Kinos wohnen. Gärten sind das Gegenteil von Leinwänden, Häuser das Gegenteil von Drehbüchern. Pia zuliebe flüstere ich jetzt: »Garten! Lüge, alles Lüge!« Ich könnte sie wecken und zu ihr sagen: »New York war seine Stadt und würde es immer bleiben.« Aber sie käme eh nicht auf »Manhattan«.

Ich schlafe wieder ein. Als der Flugzeugträger donnernd und wie immer pünktlich um halb sieben Uhr im Ozean meiner Sorgen versinkt, stehe ich auf, zerknittert wie ein Crashtest-Dummy nach dem Crash, und frühstücke mit den Kindern und meiner Frau. Morgens kann ich nie viel essen. Ein Espresso genügt. Mittags halte ich mich mit Blick auf die Blutfettwerte und zum Staunen der Kollegen deutlich zurück. Abends dann nur einen kleinen Salat – und dann stehe ich ab Mitternacht unbeobachtet in der dunklen Küche und werde nur von einer ganz kleinen Glühbirne beleuchtet. Das Licht kommt aus dem Kühlschrank, der in den nächsten dreißig Minuten zu sehen bekommt, wie man es schafft, fast den ganzen Tag über so erstaunlich wenig zu essen. Nachts liege ich dann auf einer Kugel. Das ist der Bauch, der mich nicht schlafen lässt, weil ich ständig nach links oder rechts über die Kugel abrutsche. Und weil ich Pia und den Kindern zuliebe an den Stadtrand ziehen soll, um dort, falls die Erde im Gegensatz zum Bäuchlein doch eine Scheibe sein sollte, herunterzufallen. Und weil ich heute einen Termin in der Diagnoseklinik habe.

Wenn Pia wach wird, steht sie mit Schwung auf, geht ins Bad und sitzt zehn Minuten später fröhlich und energiegeladen am Frühstückstisch. Wenn ich wach werde, wälze ich die Kugel, die Sorgen und die Frage nach dem Haus herum und sitze eine Stunde später ungeduscht und zerknittert am Frühstückstisch. Pia halte ich in solchen Augenblicken für ein Alien. Das Alien sieht mich lächelnd an.

Wir wohnen in der Münchner Innenstadt, in einer Wohnung mit knarzendem Parkett. Vor unserer Wohnung rattert die Straßenbahn die Ismaninger Straße entlang. Unter unseren Fenstern im dritten Stock ist eine Haltestelle. Alle zehn Minuten kommt eine neue Tram der Linie 18. Wenn sie kommt, hört man für einen Augenblick nicht mehr so gut. Ich frage also: »Was hast du gesagt?« Das ist die Frage, die in unserer Wohnung am häufigsten gestellt wird. Manchmal hört man auch diese Frage nicht genau. Aber das »Was ...« reicht. Es ist ein interner Code. Jeder in meiner Familie weiß, dass er nach »was ...« laut werden muss. Falls die Tram aber schon wieder abgefahren ist, falls es also plötzlich ganz leise ist in der Wohnung, brüllt ein Familienmitglied in diesem Augenblick scheinbar sinnlos herum. Dann brüllen alle anderen: »Brüll doch nicht so rum.« Unsere Wohnung hört sich folglich im Zehn-Minuten-Takt an wie ein ostrumänischer Marktplatz, auf dem sich ein paar Wassermelonenverkäufer raufen. Nichts gegen Ostrumänien, ich liebe das.

»Was hast du gesagt?«

»Dass du nicht krank bist«, sagt Pia. Pia ist vernünftig und praktisch. Nur ganz selten gerät sie in die ostrumänische Brüllfalle. Sie ist die Einzige hier, die sich in unserer verwinkelten Vier-Zimmer-Wohnung auch mit leiser Stimme Gehör verschaffen kann. Pia steht an der Espressomaschine. Unsere Küche ist knallrot gestrichen. Die Sonne scheint über den winzigen Balkon in den Raum und lässt ihn leuchten.

»Wenn man sich krank fühlt«, doziert sie, »sollte man zum Arzt gehen. Wenn der nichts findet, ist man gesund. Und wenn er was findet, repariert er es. Und wenn man es nicht reparieren kann, ist das Pech. Aber du bist nicht krank.«

Anton, im Schlafanzug, den er verkehrt herum anhat, kommt dazu. Er ist sechs Jahre alt. Ein stilles, sanftes Kind. In der Küche schüttet er sich Müsli in eine Schale. Nicht in irgendeine Schale, sondern in seine Schale. Die mit dem Löwenkopf. Stille und Sanftheit hindern einen Sechsjährigen nicht am Territorialverhalten an der Tränke. Die Hälfte vom Müsli geht daneben und rieselt auf den Holzboden. Was wohl die Geologen kommender Generationen von unserem Küchenfußboden halten werden? Wahrscheinlich werden sie unter dem Müsli-Sediment noch allerlei Wissenswertes über die Ernährungsgewohnheiten unserer Zivilisation entdecken.

Anton fragt: »Ist Papa krank?« Dann geht er, ohne die Antwort abzuwarten, in sein Zimmer, das er mit seinem drei Jahre jüngeren Bruder Max teilt. Julia, die große Neunjährige, ist schon längst wach und angezogen. Sie kramt im Zimmer nebenan in ihrem Schulranzen herum, den sie am Abend vorher gepackt hat. Sie will wissen, ob auch wirklich alles an Ort und Stelle ist. Sie ist sehr genau. Anton verkündet im Kinderzimmerreich die neuesten Familiennachrichten: »Papa ist wieder krank.« Das »Wieder« höre ich. Es ist, als würden im Kinderzimmer die neuesten Bulletins über meinen

Gesundheitszustand kursieren. Schnell ziehe ich mich an und gehe zurück in die Küche. Pia macht den Kindern schon die Brotzeiten für Schule und Kindergarten zurecht. Wie macht sie das nur? Sie ist kein Alien. Sie ist eine Maschine.

Müde sage ich: »Gut, ich gehe in die Diagnoseklinik, aber ich bin nicht krank.«

»Das weiß ich«, sagt Pia mit einer Zärtlichkeit, in die sich etwas Ungeduldiges mischt, »du bist nicht krank, keine Angst, du bist nicht krank. Und verschieb bitte nicht wieder den Termin.«

»Mach ich nicht.«

»So wie letztes Mal«, mahnt Pia.

»Letztes Mal habe ich die Tram verpasst.«

»Oder wie vorletztes Mal.«

»Vorletztes Mal hat es geregnet.«

Pia sagt: »Heute gehst du endlich hin. Alles wird gut. Keine Angst.«

Ich habe keine Angst, ich gehe nur nicht gern zu den Ärzten. Das unterscheidet mich von professionellen Hypochondern, die sich im Wartezimmer häuslich ausbreiten. Ich gehe deshalb nicht gern zu den Ärzten, weil ich grundsätzlich glaube, dass ich etwas habe, wovon ich aber nicht will, dass die Ärzte es auch wissen, weil sie mir dann sagen würden, dass ich etwas habe, was ich nicht haben und nicht wissen will. Komplizierte Sache.

Pia sieht das so. »Du bist jetzt 45. Also ist ein Check-up sinnvoll.« Pia ist das gesündeste Alien, das ich kenne. Oder doch eine Maschine.

In der Diagnoseklinik in der Augustenstraße gibt es einen Empfangstresen, der geschwungen ist wie die Bar in einer Lounge. »Auskunft« ist dort zu lesen, auf Deutsch, Englisch, Arabisch und Russisch. Die Mädchen hinter der Bar sehen aus, als ob sie »Germany's Next Health Care Topmodel« jederzeit für sich entscheiden könnten. Ich fühle mich auf Anhieb krank, schlecht ernährt und unsportlich. Dann werde ich untersucht.

Danach gibt es Gespräche mit Ärzten, die oft Sätze sagen, die mit »Sie sollten« anfangen, mit »Sie müssen«, »Sie dürfen nicht« oder mit »Sie haben«. Solche Sätze finde ich nicht gut, vor allem nicht die Sie-haben-Sätze.

Besser gefällt mir der »Body Control Analyzer«. Man stellt sich drauf wie auf eine Waage. Dann spuckt der Analyzer eine lange weiße Papierschleife mit Zahlen aus. Das sind meine persönlichen Koordinaten: Blutdruck, Gewicht, Fettwerte, Puls. Demnach bin ich alles in allem noch im Normbereich. Das reicht eigentlich, alles in Ordnung. »Na«, wendet der Arzt ein, »der Bodymassindex geht gerade noch in Ordnung.« Ärzte in einer Diagnoseklinik leben nicht davon, einen in Sicherheit zu wiegen.

Meine Schuhe darf ich jetzt wieder anziehen. Es sind die guten braunen Schuhe. Sie sollen mir helfen, möglichst gesund auszusehen.

Auf dem Analyzer-Zettel steht, dass heute Dienstag ist, Dienstag der 7. Oktober, 11 Uhr 37 und 34 Se-

kunden. Der Computer ist sehr penibel und erinnert mich an meine Tochter, die auch sehr genau ist. Genau wie Pia. Gegen zwölf Uhr bin ich wieder im Wartezimmer, High Noon. Jetzt ist die Ultraschalluntersuchung dran. Der Internist trägt einen weißen Kittel und starrt auf einen Bildschirm, während er meinen Oberkörper mit einer glitschigen Sonde in Handygröße traktiert. Erst murmelt er noch beruhigend vor sich hin, sagt zum Beispiel »völlig unauffällig« oder »hmm, gut, gut, hmm«. Er erinnert mich, wie er so dasitzt und angespannt den Monitor beobachtet, an eine Filmszene. An den Diensthabenden in einem U-Boot, der am Sonar sitzt, um Feindliches zu orten. Dinge, die nicht da sein sollten, wo sie sind.

Nun passiert es. Der Mann am Sonar stockt, er begutachtet den Schirm genauer, dreht an den Reglern und sagt: »Da ist was.«

Für mich klingt das wie: »Feindliches U-Boot geortet.«

Deshalb halte ich den Atem an. Auf dem Sonar müsste man das sehen können: ein Atemzug, der vor Angst die Notbremse zieht und ruckartig zum Stehen kommt wie ein beinahe entgleisender Eilzug. »Was«, frage ich und hebe den Kopf, um einen Blick auf den Monitor zu werfen, »was ist da? Etwas, was da nicht hingehört?«

»Ein kleiner Knoten, ganz klein. Haben Sie den schon mal gespürt?«

Natürlich, du Dummschädel, denke ich, warum



Gerhard Matzig

Meine Frau will einen Garten

Vom Abenteuer, ein Haus am Stadtrand zu bauen

eBook

ISBN: 978-3-641-03853-3

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2010

Ein hinreißend humorvolles Buch über den Traum vom eigenen Haus

Frühmorgens um fünf liegt ein Mann schlaflos im Bett und wackelt unschlüssig mit den Zehen. Soll er, oder soll er nicht? Soll er seiner Frau Pia und seinen drei Kindern den größten Wunsch erfüllen? Ein eigenes Haus im Grünen: Das ist der Traum seiner Familie. Leider ist das aber genau das, was er nicht will, denn er liebt das Leben in der Stadt, in einer Altbauwohnung in der Nähe von Kinos und Kneipen. Schließlich überwindet er seine Widerstände und trifft eine mutige Entscheidung: Er baut selbst ein Haus. Und eigentlich wäre das ein großartiges Abenteuer – wenn es nicht von haarsträubenden Widrigkeiten, absurden Begegnungen und dem heimlichen Wunsch begleitet wäre, sich aus dem Staub zu machen. Natürlich bleibt der Mann und stellt sich seiner zehnwackelnden Schlaflosigkeit und den Kernfragen des Lebens. Zum Beispiel nach den richtigen Fliesen im Bad.

Die herzerwärmende Geschichte einer wunderbaren Familie: charmant und liebenswert!